



## Heiratsmarkt ohne Hochzeit — Schützenfest ohne Schützen

In vielen Dörfern der Neumark haben sich neben anderen Feste auch sogenannte Heiratsmärkte erhalten, eine Einrichtung, die mit der Zeit etwa die Bedeutung angenommen hat, als kämen dort heiratsfähige Burden und Mädel zusammen, um sich kennenzulernen und sich dann später einmal zu heiraten. Damit ist der eigentliche Sinn der Heiratsmärkte jedoch umgewandelt worden. Denn nicht dazu kommen aus den Heiratsmärkten Burden und Mädel zusammen, wenn der gemeinsame Besuch eines solchen Marktes aus hiesigen in einer hochgeachteten, wie man das heute noch von dem Heiratsmarkt zu Reitwein bei der Ober erzählt. Der Rued eines Heiratsmarktes ist aus der ursprünglichen Bedeutung des Wortes heraus zu erklären, das nicht anderes sagt als Rückstellung des Ausstandes. Eine Rückstellung des Hausstandes aber nimmt man in kleineren Landgemeinden auch heute noch auf dem Jahrmarkt vor, der entweder einmal im Jahre oder einmal jedes Vierteljahr stattfindet.

Auf dem Heiratsmarkt in Reitwein, zu dem von nah und fern die Fremden herbeistürmen, findet stets am Sonntag nach Pfingsten statt und hatte auch dieses Jahr wie immer einen riesigen Besuch zu verzeichnen, wie ihn größere Städte in der Nähe Reitweins kaum an ihren Jahrmärkten haben. Der Heiratsmarkt in Reitwein hat im Laufe der Jahre eine außerordentliche Vergrößerung erlangt, obgleich er seine Bedeutung als Jahrmarkt völlig eingebüßt hat und nur noch eine Ungelegenheit der wandernden Vergnügungsindustrie geworden ist. Auch in diesem Jahre waren Gäste aus Kitzingen und Frankfurt (Oder), aus Manschnow und Gorgast, aus Gehrig und Derscher jenseits der Oder, aus Sebus und Rathsdorf, kurz aus der ganzen näheren und weiteren Umgebung dieses kleinen Dorfes zum Fest gekommen, das sich inmitten von Lustgärten und Karussells von Wurp-, Ruder- und Würfelbuden abspielte. In Schießbuden holt sich die Jugend Preise in Gestalt von bunten und gold- oder silbernenen Nuten, kleinen Stoffbunden oder Bären. Der Duft der Würstchen und von gebrannten Mandeln mischte sich mit Schwaden unermesslichen Staubes und verleiht der Veranstaltung so den Geruch und das Ansehen einer ganz großen Ungelegenheit.

Wer nicht nur der Heiratsmarkt lockt so viele Besucher nach Reitwein, vielmehr ist es auch der prächtige Laubwald, der sich auf den Bergen im Süden des Dorfes erhebt. Und gerade im Juni hat der Wald ein ganz besonderes Ansehen, das ihm die zahlreichen Wälder verleihen, die umstellt von hohen Bäumen den alten Eichen, Linden, Buchen und nicht zuletzt Kiefern stehen. Durch diesen Wald

wandert es sich besonders gut, und niemand, der den Heiratsmarkt in Reitwein besucht, verläßt es, diesen Wald aufzusuchen und auf seinen stillen Wegen vorbei an Schiebtorbänken und Farnen zu jenen Wäldchen hinzuwandern, die einen weiten Blick in die Dornenheckung gestatten.

Das Dorf selbst ist klein und schmud. Inmitten eines alten Parkes steht ein kleines Schloßchen, das wie das Gut den Grafen von Hinstenhein gehört. Zum Heiratsmarkt war das Dorf vom Rarm der Feiertage, vom Süden der Kräfte, dem Gefolge der Radfahrer erfüllt, und in den Gassen flangen die Fiedeln zu süßlichen Tanzweisen. Sonst aber liegt Reitwein verträumt im Schutze seiner Berge, und nur das Dengeln der Seile, Plätzchen der Wäldchen, aber bunte Brüllen des Viehes aus den Ställen ist in seinen Straßen zu hören.

Einen ähnlichen Bedeutungswechsel wie die Heiratsmärkte haben auch die Schützenfeste auf dem Lande durchgemacht. Das Verlegen, Schützen zu haben, hatten meist die Städte, und in den Dörfern waren nur in seltenen Fällen Schützenabteilungen zu finden. Man dürfte nicht sehr gehen, wenn man auch hier den Ausfall eines früher üblichen Jahrmarktes, als den Anlaß zu einem Schützenfest bezeichnen. Auch ein solches Schützenfest ist heute lediglich eine Ungelegen-

heit der Vergnügungsindustrie geworden. Und dennoch haben gerade diese lästigen Schützenfeste eine größere Anziehungskraft als die städtischen Schützenfeste, bei denen außer dem üblichen Rummel — so wird der Schützenplatz tatsächlich genannt — doch wirkliche Schützen vorhanden sind und die Schützen abhalten. Ein herrliches Schützenfest hat immer einen außerordentlichen Besuch aus allen umliegenden Ortsgemeinden zu verzeichnen, und was der Stralauer Fiskus für die Städte und Dörfer der Mark, Meinenheit kommen die Freunde und Gens dem Dorfbewohner zu Fuß zum Schützenfest, aber auch in Jagdwagen und Kraftwagen, mit Fahrrädern und Motorrädern.

Auch hier spielen die Drehorgeln der Karussells und der Schiffskaufen, fliegen die jungen Mädel und Burden im Reitenkarussell in hohem Bogen über den Köpfen der Festteilnehmer dahin, und es ist in den Sälen der Gasthöfe und in den grünen Gärten ein Leben und Treiben, wie es sonst in solch stillen Dörfern das ganze Jahr über nicht liegt. Bis auf die Straßen hinaus find Trisde und Bänke gestellt. Schirme sind gezogen, von denen das grüne Laub dicht herunterhängt. In solchen Zeiten trinken die Besucher Kaffee oder unterhalten sich beim Glase Bier.

Die Heiratsmärkte oder Schützenfeste sind immer, wie sie auch heißen mögen, feste urkräftigen Gemeinfinns und der Volksgemeinschaft. Und wenn ein solches Fest einmal mit einer Reiterer Ausgung, so hat dies seinen Reiz nur erhöht. Bis zum nächsten Heiratsmarkt oder Schützenfest haben sich die Beteiligten längst wieder ausgegibt.

## Von alten märkischen Badestuben

Der Verbrauch an Wasser und Seife ist zwar nicht ausfallend, wenn die Beurteilung des Kulturstandes eines Volkes, gleichwohl aber bildet die Geschichte des Badewesens einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der Völker. Das erklärt sich einmal daraus, daß namentlich im Orient das Baden eng mit dem Kultus verknüpft war, indem man durch die körperliche Reinheit auch die sittliche Reinheit andeuten wollte. Bekannt sind die noch heute bei den Hindus gebräuchlichen Wiesenprostitutionen vieler Tausende von Gläubigen zu den heiligen Ufern des Ganges. Bei den alten Römern andererseits war das Badewesen und seine Entwicklung nicht mit kultischen Beweggründen verknüpft, sondern es stand im Vordergrund des öffentlichen Gemeinbewusstseins, bis sich schließlich in der römischen Kaiserzeit ein luxuriöses Bedürfnis nach Bädern entwickelte und jene in ihren Ausmaßen riesenhaften Kaiserbäder eines Nero, eines Caligula und eines Titus errichten ließ. Prachtbauten, von deren Großartigkeit noch heute beispielsweise die Trümmer der römischen Bäder in Trier zeugen.

Das Bedürfnis nach solchen riesigen

Badestuben zu Badezwecken nimmt nicht wunder, wenn man bedenkt, daß im ganzen spätrömischen Reiche das Baden schließlich zu einer unumsäglich übertriebenen Leidenschaft wurde, die dahin führte, daß viele Leute den ganzen Tag in den Bädern verbrachten, wo sie jeden Zeitvertreib haben konnten.

Bei den nordisch-germanischen Völkern gliedert sich das Badewesen in den natürlichen Grenzen, die ihm durch seine Bestimmung, der Gesundheit und der Entladung der Körperkraft zu dienen, von selbst gesetzt waren. Hier war in der frühesten Zeit nur das Flußbad üblich, in dem die wasserfähigen Männer und die Jugend ihren Körper für den Kampf stählten. Erst später wurde es gebräuchlich, daß jeder Hof seine „Stube“, das heißt sein Schloß und Barmbad, und jedes Haus sein „Schaff“ hatte.

In der Zeit der Kreuzzüge, also im 12. Jahrhundert, bildete sich in Deutschland auch das öffentliche Badewesen heraus. Damals entwickelte sich die Längst wieder aus der Dunkel der Bäder, eine Bestimmung, die sich nur noch dadurch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, daß sie der Volksmund in vielen







bringen. Volmer war auch der Hauptlieferant für die Uniformen der russischen Armee, wie er auch in den Jahren von 1806 bis 1812 für die Heere Napoleons Tügel liefern mußte.

Von Rußland gingen dann die ostdeutschen Züge weiter auf den sibirischen Karawantenzüge bis hinein nach China, wo sie auf der Messe von Kiachta von den Chinesen gegen Tee eingetauscht wurden. Der Auf dieser Züge war so groß, daß die Chinesen nur Züge abnahmen, die die belmerische Signatur (S. B. B.) und das Ursprungszeichen Meieritz (Meieritz) trugen. Eine wie große Bedeutung Meieritz damals für den Tuchhandel hatte, beweist auch die Tatsache, daß auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1844, also zu einer Zeit, da der ostdeutsche Tuchhandel und die Tuchfabrikation bereits zusammengebrochen waren, unter den dort ausgestellten Tüchen sich einige grünelandete, zur Rückführung nach China bestimmte, befanden, die die Belmerische Signatur trugen, weil sie nur unter diesem Namen in China gekauft wurden. Noch um das Jahr 1900 wurde von Deutschen in China berichtet, daß dort immer noch die Fabrikationsmarke „Meieritz“ auf Tüchen zu finden sei.

Der Todesstoß: Rußland verdrängt die Einfuhr fremder Tügel

Die kaufmännische Tat Volmers brachte eine Woge in Deutschland, die auch die Napoleonischen Kriege 1806 und 1812 überwand. War litt der Tuchhandel

in den Kriegen, er erhobte sich aber wieder. Erst den Friedensjahren nach dem Wiener Kongreß war es vorbehalten, ihm den Absatz fremder Tügel zu verweigern. Den preußisch-russischen Vertrag vom 15. Mai 1815, nach dem zwischen Preußen und Rußland der Warenverkehr nur mit einem Eingangsoll von zehn Prozent belegt werden sollte, brachte Rußland im Jahre 1822, indem es die Einfuhr fremder Tügel verbot. Auch der Durchgangsverkehr wurde bereits erschwert, daß auch das chinesische Absatzgebiet verloren ging. Rußland wollte eine eigene Tugindustrie gründen.

Auf der Suche nach neuen Märkten erkrankte Johann Jakob Volmer schwer, so daß er sich von den Geschäften zurückziehen mußte. Ihn, dem es vielleicht möglich gewesen wäre, Mittel und Wege zu finden, das absterbende Gewerbe neu zu beleben, raffte der Tod am 31. Mai 1836 auf seinem Gute Pieske bei Meieritz dahin. Mit ihm fand eine kaufmännische Leistung ins Grab.

Es kam so, wie Volmer es vorausgesehen und mochte er sich gerechtfertigt hatte, um den Tuchmachern den Wohlstand zu erhalten. Das natürliche Absatzgebiet war verloren, so wanderten die unternehmungskünftigen Tuchmacher aus, über die Grenze nach Rußland, von der russischen Regierung freudig begrüßt. Sie suchten sich eine neue Heimat in Petrislau, Genotshau, Nowo-Nikolai Stiles u. vor allem in Kobi, wo sie den Grundstein der noch heute blühenden Tugindustrie legten.

Sollte er ihr von seinem Erlebnis berichten? Anfangs schwante er in seinem Entschluß. Dann aber hielt es ihn nicht länger. Er lebte in einer der ersten, solchen Glödenläden der Nacht, zuerst sehr stehend und zurückhaltend, dann in fliegender Rede.

Die Frauwirtin sah ihn mit immer größer werdenden Augen an. „Schließlich sagte sie: „Mann, Sie können von Glück sagen! Dann haben Sie in unsrer Stenager ein Wunderblume läuten hören.“ Die erdte nur alle, hundert Jahre einmal, und wer sie hört, wird fortan als Glödenkind durch die Welt gehen!“

Der Müttenträger verfuhr bei diesen Worten etwas ungläubig zu lächeln. Sie aber fuhr fort: „Vor vielen, vielen hundert Jahren hat nämlich ein Häfer hier auf dem Felde übernachtet. Das soll noch einer aus dem Heiligen Lande gewesen sein, einer, der noch an der Skrippe des Jesuskindes gemalt habe. Da geht die Leute hier in Stenager Gutes annehmen, liegen, hat er als Dank dafür unsere Dorfmark segnet in ihrer Nacht. Wer solche Glödenblume mit eigenen Ohren vernimmt, der wird ein Glödenkind. Ein solches Glödenkind wollten schon viele werden. Aber bis jetzt ist es noch keinem gelungen hier im Innern.“

„Nicht hoffen, gute Frau“, sagte darauf der Müttenträger, „da Ihre Prophezeiung in Erfüllung geht! Gebrauchen könnt ich schon zu ein bißchen Glück!“

Mit einem Dank und einem „Bergelt Gott“ verabschiedete sich der Fremde und wanderte weiter nach Grunow zu.

## Die Stenager Wunderblume

Von Gustav Metscher

Einmal wollte ein alter Müttenträger, der tagelange in der Gegend von Sonnenberg seinen Wollschützen Jannentante und höherem Schöpfstiel verhandelt hatte, über Thernow nach Grunow wandern. Da unternehmte ihn die Nacht überfallen, blieb er in Stenager. Sehr groß war der Verdienst, den er auf einem Stenager an Wege sich zu den kleinen Beuteln zu zählen begann. Zudem mußte er nicht, wie sich die Verkaufsabsichten am nächsten Tage gestalten würden, da er zum erstenmal diese Dörfer abhandelte. Er hielt es darum für ratsam, die Nacht über in einem Strohschober zu karnieren, statt ein bißchen Kurantgeld für ein Gastwirtsbett anzulegen. Dicht beim Dorf stand ein solcher Strohschober, der ihn lockte, dort sein Kugelager aufzuschlagen.

Die Nacht war schon mild. Eine Sommerzeit wie sie herrlicher der Derrgott droben einem armen Müttenträger wohllich nicht geben kann. So machte er es sich denn dort in dem Stroß so bequem wie möglich. Von fern her grüßten die Kammernbeuge mit einem Stenager an Wege über ihn und dem Strohschober in prächtiger, vollblühender Sternhimmel. Argwohnloser hörten seine feinen Ohren sogar das Läuten kleiner, silberne Glöden. So oft er sich vornahm, endlich einzufallen, immer wieder weckte ihn aus dem Schlafstiel diese silbernen Glödenblume.

Von einem Dorfkeiser konnten diese Töne nimmer kommen, dazu waren sie zu fein und zu leise und zu weich! Schließlich mußte ja auch der Glöden aus dem Glödenstiel einmal den Glödenstrang aus den Händen legen.

Wieder legte sich der Fremde zur Ruhe und verlorb sich tiefer in den Stroß. Immer war es ihm, als ob das Glödenläuten auf kurze Zeit den Atem anhielt, dann aber vernahm sein Ohr dieselben Töne aus neue. Je weiter es der Mittnachtszeit zu ging, je deutlicher und klarer drangen die Glödenmelodien an die Ohren. Er sann hin und her, hielt sich die höfliche Handmühsel aus

Dhr, bald ans rechte, bald ans linke, immer vernahm er diese silbernen, klaren, lockenden Glödenblume.

Stroßstielblume froh er wieder heraus aus dem Stroß und hielt Ausschau. Ganz mausehentlich war es rings um ihn herum. Kein Windhauch schickte die hervorlebenden Stroßblätter. Der Gang der Stenager war hin und wieder etliche Wellen in die Nacht hinaus. Es sei denn, daß die Zurnahme dem fremden Gast die Stunde anzeigte, die auf den jungen Tag zuwies.

Als diese abendlich am Schloß ausholte, da war es dem Müttenträger zumute, als wenn er von den Kammernbergen her Schritte vernahm. Sollte etwa von dort her der sonderbare Glöden kommen, der nun sein Glödenwert beendet hätte? Aber nein! Das Klingeln hörte damit auf. Immer noch vernahm er den geheimnisvollen Glödenblume an das Ohr des Hörers. Wie er nun sein Auge fest einpante auf die Ferne, aus der herüber die Berge blauten, da vernahm er plötzlich ganz dicht um sich herum, nun drei Schritte weit, ein selbes Klängen. Der Klang war nachstärker, lauter, er am Begrund zwischen den Gräbelschiffen kleine, weiße, leuchtende Blumen, die sich mit ihren Blütenkelchen hin- und bewegten. Sollten das etwa die geheimnisvollen Wollglöden sein? Gangen war er sich nieder und legte seinen Kopf dicht in das Gräbelschiff hinein. Welch Wunder, jene Blüten läuteten einen ungehörten Raubertlang an sein Ohr. Immer ruhiger wurde nun sein wanderndes Herz, immer stiller fühlte er sich. Ein tiefes Schlaf überfiel ihn, und im Umkleen war er eingeschlafen. Die ersten Morgenstrahlen weckten den Schläfer mit ihren Garbenbindeln goldener Funken. Noch nie hatte er sich so frisch gefühlt, von einem so tiefen Schlaf als an diesem Morgen nach diesem Glödenblume.

Er grüßte sich alsdann die Hände auf seine Schultern und wanderte zurück ins Dorf Stenager. Im Dorfstrug ließ er sich eine Tasse warmen Kaffee geben. Die Wirtin war erstaunt und setzte sich zu ihm planbernd auf die höhere Wandbank.

## Das Soldatenmädchen aus Tamsel

70. Todesjahr ein Gedn der Befreiungskriege

Die Jahre der Befreiungskriege gehören zu den im Leben eines Volkes recht seltenen Zeitaltern eines die breitesten Volksschichten in ihrer tiefen erasenden nationalen Aufschwüngen, der die Menschen in ungewöhnlichen Maße mit Begeisterung erfüllt und sie in Dienste einer großen Idee zu höherer Aufopferung befähigt. In nicht geringer Zahl kämpften große Frauen in Männertracht in den militärischen Verbänden selbst mit. Unter diesen Heldengestaltenmerkmale sind die bekannten Namen Leonore Probst, Johanna Siegen und Anna Schütz, von denen sich die beiden ersten als Kämpferinnen durch große Tapferkeit ausgezeichnet haben. Neben ihnen steht eine größere Zahl von Soldatinnen, aber leider nur wenig bekannt ist.

Zu diesen gehört Marie Elisabeth Buchholz. Es hindert in diesen Tagen 70 Jahre kein ihrem Tode verfließen. Sie wurde am 1. März 1791 in Dornes amiel bei Kistrin als Tochter eines Tscholzhörsers geboren und starb Anfang April 1866 in Charlottenburg. Sie hat als Müttenträgerin am Befreiungskrieg 1813 in Männertracht bis zum Einrücken der preussischen Armee in Frankreich teilgenommen. Hier wurde sie als Frau entdeckt, zog sich dann zurück und erhielt 1828 wegen ihrer Verdienste um das Vaterland die Stellung einer Schöpfdienerin in Charlottenburg. Ihre Tätigkeit als Kämpferin im Befreiungskrieg wurde erst 1866, als sie zu ihrem Tode 1866 innehatte. Ihr mit einer einfachen eisernen Tafel geschmücktes Grab befindet sich auf dem Althof-Friedhof in Charlottenburg. Drei Jahre vor ihrem Tode, 1863, wurde sie als Kämpferin im Befreiungskrieg, der Befreiungskriege wie allen Müttenträgern die Kriegesmedaille verliehen. Trotz dieses spärlichen Quellenmaterials, das wir über diese Heldin der Befreiungskriege besitzen, schreiben wir Ihnen den Bericht der Begeisterung entziehen zu werden.



